

**Aus den Trümmern
eines
Flüchtlingskindes**

Meine wahre Geschichte

© 2026 Karmen Schulmeister

Autor:in: Karmen Schulmeister

Umschlaggestaltung: Buchschmiede von Dataforum
Media GmbH

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:
Buchschmiede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 Großebersdorf
Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at

ISBN:

978-3-99192-736-5

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der:s Autor:in unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für meine Mama

Der Anfang

Ich begann mein Leben nicht in Geborgenheit. Ich begann es in Angst. Meine Mutter war gerade einmal siebzehn Jahre alt, als sie von ihrem ersten Freund – beim ersten Mal – schwanger wurde. Ein Satz, der so leicht klingt. Fast beiläufig. Aber hinter ihm verbirgt sich ein ganzes Schicksal. Trotz ihres jungen Alters stand für sie von der ersten Sekunde an fest: Sie würde mich behalten. Egal wie schwer es werden würde. Egal, wie allein sie sein würde. Sie war selbst noch ein Kind. Stand irgendwo zwischen Jugend und Erwachsensein, zwischen Träumen und harter Realität. Während andere Mädchen in ihrem Alter lachten, ausgingen, sich über Kleinigkeiten aufregten, trug sie bereits eine Entscheidung in sich, die ihr ganzes Leben

verändern sollte. Eigentlich lebte sie noch bei ihren Eltern in Bosnien. Doch schon damals zog es sie immer wieder nach Ljubljana. Sie arbeitete in Hotels, putzte Zimmer, schrubbte fremde Badezimmer, räumte die Spuren anderer Menschen weg – nur um ein paar Scheine zu verdienen, um irgendwie zu überleben. Mein Vater lebte bereits in Slowenien. Also verließ meine Mutter ihre Heimat. Sie ging mit mir im Bauch zu ihm. Sie ließ nicht nur ein Land zurück. Sie ließ ein Stück Sicherheit zurück. Ein Stück Kindheit. Ein Stück von sich selbst. Und ihre Familie. Vielleicht hatte sie von einer Zukunft geträumt. Von einem besseren Leben. Von Sicherheit. Von Liebe. Vielleicht hatte sie gehofft.

Was sie stattdessen fand, war eine kleine, heruntergekommene Wohnung, in der mein Vater mit seinen Eltern lebte – und eine Welt, in der Frauen nichts zu sagen hatten. Der Mann war der Herr im Haus. Seine Worte waren Gesetz. Seine Laune entschied über Frieden oder Gewalt. So war es damals. Und leider ist es vielerorts noch immer so. Die Luft in dieser Wohnung war schwer. Nicht nur von Enge – sondern von etwas, das man nicht sehen, aber spüren konnte. Angst. Ich glaube, meine Mutter hat anfangs noch an das Gute geglaubt. Aber dieser Glaube hielt nicht lange. Denn mein Vater war kein guter Mensch. Damals nicht. Heute nicht. Kurz nachdem sie zu ihm gezogen war, begannen die Schläge.

Es brauchte keinen großen Anlass. Ein falsches Wort. Eine Bewegung zu viel. Ein Atemzug, der ihm zu laut erschien. Und schon traf es sie. Traf es uns. Denn ich war bereits da. Ich lebte in ihrem Bauch. Ich spürte alles mit. Ich war noch nicht geboren – und doch war ich schon Teil dieser Gewalt. Ich wuchs nicht in Ruhe heran. Ich wuchs in Angst. Als sie hochschwanger war, sperrte er sie ins Schlafzimmer. Tagelang. Sie durfte nicht hinaus. Konnte nirgends hin. Seine Eltern waren in derselben Wohnung – doch Hilfe kam von niemandem. Sie schauten dem Elend tagtäglich zu und nahmen es hin. Damals hatte noch nicht jeder ein Handy. Kein schneller Hilferuf. Keine Möglichkeit zu fliehen.

Er verbot meiner Mama jeglichen Kontakt zu ihrer Familie. Obwohl meine Tante und andere Verwandte ebenfalls in Ljubljana lebten, durfte sie niemanden sehen. Niemanden sprechen. Sie war isoliert. Gefangen. Allein. Und Einsamkeit kann lauter sein als jede Gewalt. Und die Schläge hörten nicht auf. Selbst im neunten Schwangerschaftsmonat, kurz vor meiner Geburt, schlug er sie noch. Ein Körper, der Leben in sich trägt – und gleichzeitig zerstört wird. Ein Herz, das schlägt – und gleichzeitig Angst kennt. Es war ein offenes Geheimnis, dass mein Vater mehrere Frauen gleichzeitig hatte. Er amüsierte sich. Er durfte das. Er war schließlich ein Mann. Eines Abends gab er meiner Mutter einen Zettel. Darauf stand handgeschrieben ein Name: Karmen. „So

wird es heißen. Das Kind. So und nicht anders.“ Meine Mutter hatte sich lange Gedanken gemacht. Sie hatte zwei Namen im Herzen getragen. Karmen war keiner davon. Später stellte sich heraus: Karmen war die neueste Affäre meines Vaters. Er wollte jeden Tag an sie erinnert werden. Also musste ich ihren Namen tragen. Selbst meine Identität gehörte nicht mir. Sie war eine Entscheidung eines Mannes, der sich mein Vater nannte. Meine Mutter hatte Angst. Wie immer. Und so kam es, dass sie, als ich kurze Zeit später geboren wurde und die Krankenschwester fragte, wie das Kind heißen solle, wortlos diesen Zettel übergab. Nicht, weil sie es wollte – sondern weil sie Angst hatte, den Namen falsch auszusprechen. Angst davor, dass ein anderer Name eingetragen werden

könnte. Sie wusste: Das hätte ihren Tod bedeuten können. Vielleicht auch meinen. Die Geburt zog sich über Stunden. Meine Mutter war gerade achtzehn geworden. In einem fremden Land. Ohne Unterstützung. Ohne Schutz. Ohne jemanden, der ihre Hand hielt. Kein vertrautes Gesicht, keine vertraute Stimme. Am 13. August 1985 brachte sie mich zur Welt. Von einem Wunschkind kann hier keine Rede sein. Ich kam in eine Welt, die bereits gebrochen war. In eine Familie, die von Gewalt durchzogen war. In ein Leben, das mir von Anfang an zeigte, wie kalt Menschen sein können. Und doch war ich da. Ich atmete. Ich lebte.

Vielleicht war das mein erster stiller Akt des Widerstands.

Die Flucht

Als meine Mutter mit mir – einem frisch geborenen Baby – aus dem Krankenhaus nach Hause kam, wartete dort keine Freude.

Kein Willkommen.

Kein Gefühl von Ankommen.

Kein Neubeginn.

Mein Vater lächelte nicht. Er nahm mich nicht in den Arm. Er betrachtete mich nicht mit diesem Staunen, das Väter eigentlich empfinden sollten. Er empfand gar nichts. Kein Stolz. Keine Neugier. Keine Liebe. Er war jung. Er wollte leben. Und sein Leben bestand aus Frauen und Alkohol. Ein Baby passte nicht hinein. Ich passte nicht hinein. Ich war störend. Von der ersten Sekunde meines Lebens an. Ich war kein Geschenk.

Ich war eine Belastung. Ein Geräusch, das nicht verstummte. Eine Verantwortung, die er nie wollte. Der Stress, die Angst, die Schläge – all das raubte meiner Mutter die Muttermilch. Ihr Körper war leer, ausgezehrt von Gewalt und Schlaflosigkeit. Mein Vater weigerte sich, Milchpulver zu kaufen. Fläschchen. Windeln. Irgendetwas. Es gab keine Fürsorge. Keine Unterstützung. Kein „Wir schaffen das gemeinsam“. Also bastelte meine Mutter mir aus alten Schuhschachteln ein kleines Bettchen. Darin schlief ich. In Pappe. Während andere Kinder in weichen Wiegen lagen, ruhte ich in dem, was übrig blieb. Ein Kind in einer Schachtel. Ein Leben, das gerade erst begonnen hatte – und schon improvisiert werden musste. Jedes Mal, wenn ich weinte – und nicht zu beruhigen

war – schlug er meine Mutter. Sie kassierte immer. Nicht ich. Sie. Sie wurde zu meinem Schutzschild. Zu der Person, die alles abfing, damit ich es nicht direkt abbekam. Ich war drei Monate alt, als mein Vater den absoluten Höhepunkt seiner Grausamkeit erreichte. Ich hatte Koliken. Ich schrie. Mein kleiner Körper kämpfte mit Schmerzen, die ich nicht verstehen konnte. Für ihn spielte das keine Rolle. Er packte mich. Er ging zum Fenster. Dritter Stock. Er wollte mich werfen. Ein schreiendes Baby war für ihn kein Mensch. Nur Lärm. Ein Geräusch, das man abstellen sollte. Egal wie. Dieser Moment war der Punkt, an dem meine Mutter wusste: Wenn wir bleiben, kommen wir hier nicht mehr lebend raus. Das war keine Angst mehr. Das war Gewissheit. Kurz darauf, an einem Tag,

an dem mein Vater nicht zu Hause war,
schaffte sie es, eine Nachbarin anzusprechen.
Heimlich. Mit zitternden Händen schrieb sie
eine Telefonnummer auf einen Zettel. Das
war alles. Mehr hatte sie nicht.

Keinen Plan.

Kein Geld.

Keine Sicherheit.

Nur diesen Zettel.

Und den Willen, mich zu retten. Und dann,
in einer Nacht-und-Nebel-Aktion, wurden
meine Mutter und ich gerettet. Mein
Großvater kam aus Bosnien. Er holte uns.
Still. Unauffällig. Wie bei einer Flucht aus
dem Krieg. Vielleicht war es auch einer.
Früher war es eine Schande, wenn eine Frau
ihren Mann verließ. Egal, wie er zu ihr war.

Egal, ob er sie schlug. Egal, ob er fremdging.
Du hattest als Frau versagt. Vor allem am
Balkan. Du musst ertragen. Du hast keine
Wahl. Meine Mutter wusste das. Und
trotzdem ging sie. Das war Mut. Sie stellte
sich gegen alles, was man ihr beigebracht
hatte.

Gegen Tradition.

Gegen Erwartungen.

Gegen Angst.

Nicht laut.

Sondern leise.

Was folgte, waren Jahre der Demütigung. In
unserem Dorf wurde sie verspottet. Man
zeigte mit dem Finger auf uns. „Das ist die
Frau, die ihren Mann verlassen hat.“ „Das ist

das Kuckuckskind.“ Worte können schneiden. Und diese Worte trafen tief. Niemand fragte, was wir erlebt hatten. Niemand wollte hören, warum sie gegangen war. Wir waren gebrandmarkt. Abgestempelt. Verurteilt. Ohne dass jemand unsere Geschichte wirklich kannte.

Wir lebten bei meinen Großeltern. Und ich sage das aus tiefstem Herzen: Ich liebe sie bis heute heiß und innig. Sie sind meine Helden. Mein Großvater. Mein Onkel. Neben meiner Mutter waren sie die wichtigsten Menschen in meinem Leben. Sie übernahmen die Vaterrolle. Sie hielten mich. Sie beschützten mich. Sie zeigten mir, dass es auch andere Männer gibt. Und auch sie haben mich verlassen. Aber dazu später. Im Laufe der Jahre lernte meine Mama einen Mann

kennen. Er lebte in einem anderen Dorf – ebenfalls bei seinen Eltern.

Mehrgenerationenhäuser waren damals normal. Doch seine Familie wollte kein Kind von einem anderen Mann akzeptieren. Zwei Jahre lang lebte ich deshalb bei meinen Großeltern, während meine Mutter zwischen mir und ihrem Freund hin- und herpendelte. Ein Leben zwischen zwei Orten. Zwischen Nähe und Distanz. Zwischen Liebe und Verzicht. Ich kann nicht sagen, dass mich das gebrochen hat. Ich war zu klein, um es zu verstehen. Ich erinnere mich nicht daran, meine Mama vermisst zu haben. Vielleicht schützt uns das Leben manchmal vor Erinnerungen, die zu schwer wären. Nach zwei Jahren kam meine Mutter endgültig zurück zu mir. Sie verließ den Mann. Sie sah

keine Zukunft in einem Leben, in dem ihr
Kind keinen Platz hatte. Und wieder
entschied sie sich für mich.

Immer wieder.

Trotz allem.

Der Krieg bricht aus

Wir lebten unseren Alltag, als wäre die Welt in Ordnung. Als hätte irgendwo außerhalb unseres kleinen Dorfes nichts existiert, was uns erreichen könnte. Als wäre das Leben etwas Verlässliches. Etwas, das bleibt. Ich war sieben Jahre alt. Meine Mutter arbeitete inzwischen im einzigen Hotel unseres Dorfes als Zimmermädchen. Morgens stand sie früh auf, band sich das Kopftuch um, zog ihre abgetragenen Schuhe an und ging, während ich noch halb schlafend im Bett lag.

Nachmittags halfen wir meinen Großeltern auf dem Hof. Wir fütterten die Tiere, sammelten Eier, schleppten Wasser, hackten Holz. Ein einfaches Leben. Ein hartes Leben.

Aber für mich war es gut.